

# Filmkritik

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **33 (1981)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mann aus Polen» und über das persönliche Gepräge, das Karol Wojtyła dem Petrusamt gibt. Und nach der Reise wären die sachlichen und thematischen Punkte, welche durch den Besuch und die Reden aufgeworfen werden, wieder – durchaus kritisch – aufzuarbeiten.

Die Reden des Papstes in Deutschland sind zu einem Bestseller geworden, obwohl sie zwar (wie Bischof Walther Kampe, Limburg, es ausdrückte) «viele Denkanstösse» gegeben, aber «viele Probleme, die uns bedrängen, ungelöst gelassen» hat. Unsere Erwartungen gehen

nicht dahin, dass die Medien dem Papst viele Stunden Publizität verschaffen, sondern dahin, dass die Aufmerksamkeit auf jene Denkanstösse und Ereignisse gelenkt wird, welche «die kulturellen Werte» (im besten Sinne des Wortes!) wahren und fördern, «zur geistigen, sittlichen, religiösen» Bildung beitragen, «den Interessen des Landes dienen, die nationale Einheit und Zusammengehörigkeit stärken und die internationale Verständigung fördern» (Artikel 13 der SRG-Konzession).

Paul Jeannerat

---

## FILMKRITIK

---

### Brubaker

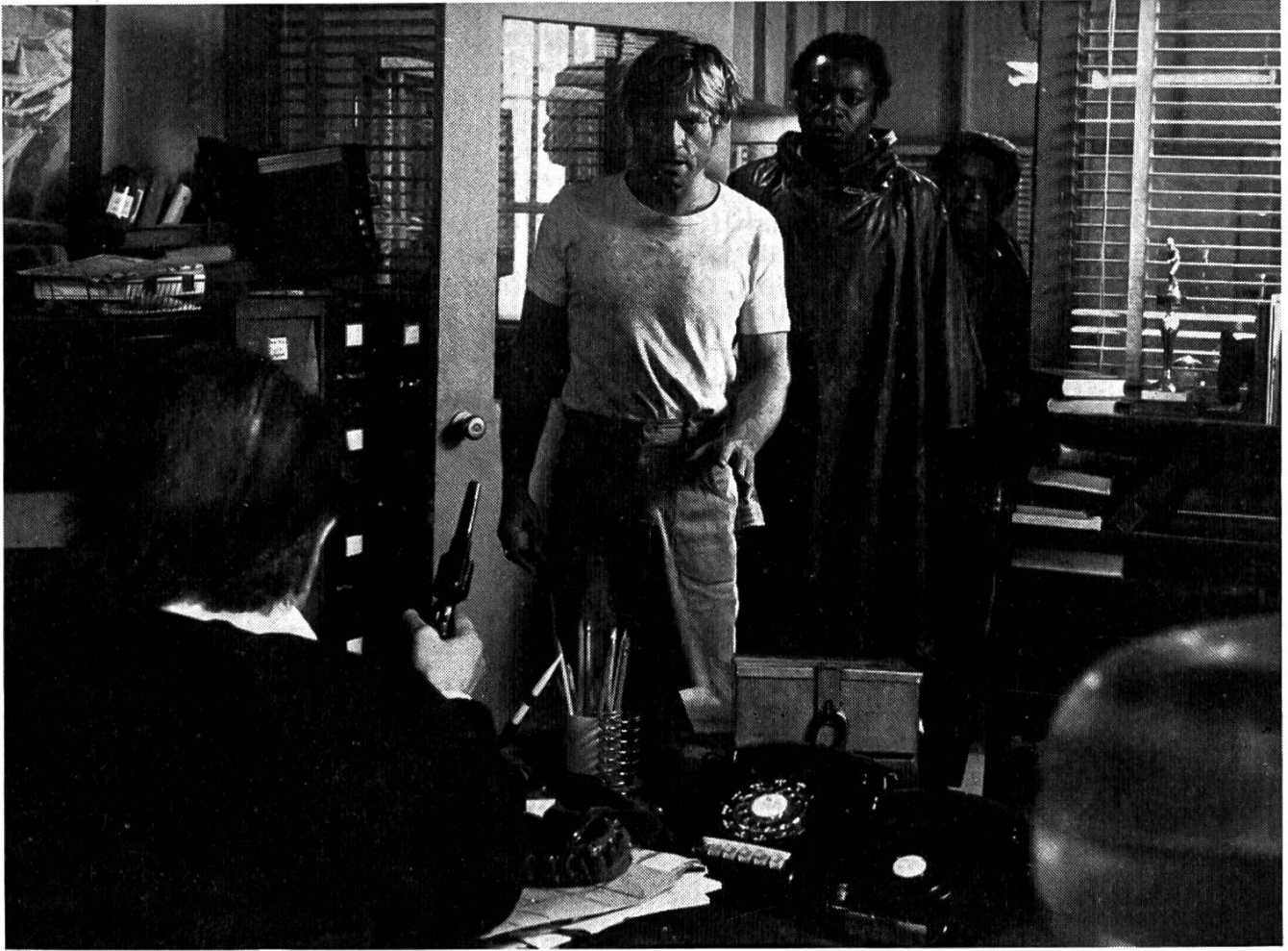
USA 1980. Regie: Stuart Rosenberg  
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/28)

Einen lakonisch-stimmigeren Titel als diesen verheissungsvollen Namen kann man sich nur schwerlich vorstellen: «Brubaker» ist nicht in erster Linie ein Gefängnisfilm, wie die ihm vorausgeeilte Publizität erwarten liess, sondern ein Hohelied – streckenweise leicht gebrochen – auf jenen archetypisch amerikanischen Helden, der rechtzeitig auf den Plan tritt, wenn es gilt, einen sich anbahnenden Vertrauensschwund in bestimmten gesellschaftliche Formen und Institutionen aufzuhalten, beweisend, dass diese an sich gut sind, dass sie aber gelegentlich, scheinbar grundlos, von bösen Kräften, von Korruption und Unmoral pervertiert werden. Dann braucht es eben einen Brubaker, den richtigen Mann am richtigen Platz, der hemdsärmelig-tatkräftig und vorzugsweise im Alleingang aufräumt. Die bestehende Ordnung (in diesem Falle der Strafvollzug) muss zwar ein heftiges Gewitter über sich ergehen lassen, geht aber moralisch gereinigt und in ihren Grundfesten nicht erschüttert daraus hervor. Die Krise, betrachtet als ein momentanes Überhandnehmen eines eher abstrakten Bösen denn als Folge von konkreten Verhältnissen, ändert an den ge-

gebenen Voraussetzungen nichts, solange es immer wieder gute Helden gibt, die sich den Platz an der Spitze erkämpfen können. In diesem Sinne exemplarisch hat Robert Redford bereits in «All the President's Men» die Watergate-Affäre bewältigt, indem er den Anstoss dazu gab, dass der «Böse» entlarvt und vertrieben wurde, ohne dass das System in Frage gestellt zu werden brauchte, das die Vertreter der Korruption hervorbringt und duldet.

Als Brubaker verkörpert Robert Redford eine ähnliche Saubermann-Rolle, nur dass hier die Realität, auf der der Film ebenfalls beruht, anders als bei «All the President's Men», sich nicht ganz so gefügig diesem naiv-manichäischen Weltbild unterordnet. Die Differenzierung, die die authentische Vorlage so erzwingt, kommt der filmischen Umsetzung vor allem im letzten Teil ansatzweise zugute, stellt aber das vorgegebene Schema nicht grundsätzlich in Frage.

«Brubaker» beruht auf der Figur des Kriminologen Tom Murton, der 1968 vom befreundeten Gouverneur von Arkansas als Gefängnisdirektor der «Tucker Prison Farm» eingesetzt wurde, um dort gegen die Korruption in der Verwaltung und die schlimmsten Zustände in der Anstalt vorzugehen. Es gelang ihm zwar, gewisse minimale Reformen durchzuführen, doch wurde er, darf man dem Film Glauben schenken, in seiner Kompromisslosigkeit



Robert Redford als richtiger Mann am richtigen Platz.

schliesslich zu unbequem und nach dreizehn Monaten aus dem Staatsdienst entlassen.

Diese Ereignisse rollt der Film auf in drei deutlich unterscheidbaren Phasen, die eine Chronologie vorgeben, wie sie so linear allerdings schwer vorstellbar ist. Ein erster, noch fiktiver Teil, dient der Darstellung der skandalösen Zustände, die im «Wakefield Prison» herrschen. In gedrängter Form werden hier Brutalität, Korruption und Misere summiert, die Brubaker antrifft, als er sich – als Häftling getarnt – ins Gefängnis einschleusen lässt. Skandal um Skandal abhäkelnd, die Empörung der Zuschauer stetig schürend, ebnet der Film so den Übergang zur nächsten Phase: Solche Zustände schreien nach einem senkrechten, ehrlichen Mann, der aufzuräumen weiss, die Spreu vom Weizen scheidet, die Guten ins Töpfchen, die Bösen ins Kröpfchen.

Ein Mann wie Brubaker also; er gibt sich in einem heiklen Moment als neuer Boss zu erkennen, was ihm ohne grössere Widerstände geglaubt wird (!), übernimmt das Szepter, schmeisst den alten Direktor raus, sorgt für reinliche Kleidung und schmackhafte Nahrung (unter der alten Direktion tummelten sich noch feiste Maden im Blechnapf) und erringt sich das Vertrauen der Häftlinge, die meisten im Grunde herzensgute Kerle, die gar während eines sonntäglichen Polospieler wieder lachen lernen. Von den Gefangenen erfahren wir sonst nicht allzuviel, und man darf es dem Film, nimmt man den Titel als Programm, nicht einmal verübeln. Andererseits wird Brubakers nobler Charakter derart ausgiebig exhibitioniert, dass man die Probleme des Strafvollzugs, die dazu als Hintergrund dienen, sicher als grob vernachlässigt empfinden darf. Eigentlich müsste der Film hier aufhören, dürfte er als reine Fiktion die bisher geübte Optik konsequent einhalten – Ende gut, alles gut. Die Gefangenen gehören zwar zu Recht hierher, wie Bruba-

ker einmal sagt, aber wir draussen dürfen als Zuschauer das Kino ruhigen Gewissens verlassen. Für die menschengemässe Haltung unseres gesellschaftlichen Ausschusses ist gesorgt, berechnete Forderungen nach Unterkunft, Hygiene und Ernährung werden dank Brubaker respektiert. Es sind dies Forderungen, wie man sie in einem Tierschutzgesetz finden könnte, und das Erschütternde daran ist, dass sie in diesem Film als Non-plus-ultra an möglichen Reformen erscheinen, weil die Perspektive der Bewunderung für Brubaker auf seine, eigentlich selbstverständlichen, Ziele abfährt. Dass Brubaker nicht einmal damit durchdringen kann, dient zwar dramaturgisch im letzten Teil dazu, die Psychologisierung seiner Figur noch etwas zu differenzieren, doch die Reformbemühungen selbst haben in diesem Differenzierungsprozess keinen Platz mehr. Wenn also der amerikanische Strafvollzug tatsächlich mancherorts derart im argen liegt, und daran ist leider nicht zu zweifeln, scheint es mindestens fragwürdig, ihn als nur schwach konturierten Hintergrund für ein im grossen ganzen selbstzweckhaftes Heldenepos zu gebrauchen. Dass weiterführende Fragen um das politische und gesellschaftliche Umfeld gelegentlich angetönt werden (Kompromissbereitschaft, Strategien, Prinzipientreue etc), genügt mir persönlich sowohl quantitativ als auch qualitativ nicht, um mein Unbehagen zu zerstreuen.

Die uns vorgegaukelten Lösungsmöglichkeiten, verbunden mit redlichen Absichten, sind ja durchaus verlockend, weil so einfach: Ein integrierter, starker Mann am Steuer, und die Dinge haben wieder ihre Ordnung. Aber dazu ist unser Vertrauen in die starken Männer denn doch zu sehr erschüttert, als dass man diese Sicht ganz ohne Skepsis übernehmen mag. Der eine oder der andere der Insassen von «Wakefield Prison» ist vielleicht nicht zuletzt deswegen dort, weil dieses Leitbild, dieses Idol, sich irgendwo in seiner Realität nicht hat verwirklichen lassen, fehlgeschlagen hat in einer Wirklichkeit, die anders und komplizierter ist als der Mythos.

Brubaker muss am Ende gehen. Zeichen dafür, dass es sich der Film doch nicht so

einfach macht? Vielleicht; eher jedoch, dass die Vorlage hier Grenzen setzt, die das erwartete Happy-End verunmöglichen. Das Bild Brubaker als strahlenden Repräsentanten einer überholten, heldischen Form der Problembewältigung retouchiert dieser Schluss nicht allzu stark.

Pia Horlacher

## **Times Square**

USA 1980. Regie: Alan Moyle  
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/25)

Nicky Marotta ist Waise. Aufgewachsen ist sie in der 42. Strasse, Times Square, einem Knotenpunkt des New Yorker Nachtlebens. Pamela Pearl, ebenfalls ein Teenager, stammt dagegen aus behüteten Verhältnissen. Ihr Vater, Witwer, ist ein erfolgreicher ehrgeiziger Politiker. Beide Mädchen begegnen sich im Spital, wo sie psychologischen Tests unterzogen werden, die eine wegen ihres chronisch asozialen Verhaltens, die andere wegen ihres depressiven Wesens. Pamela findet Gefallen am aufmüpfigen Benehmen Nickys und lässt sich von ihr zur Flucht aus dem Spital verleiten. In einem verlassenen Lagerhaus finden sie Unterschlupf. In der Folge verdienen sie sich als Go-go-Girl und Sängerin ihren Unterhalt. Ein Radio-Disc-Jockey gibt ihnen die Möglichkeit, ihrer Rebellion öffentlich Ausdruck zu verleihen. Am Schluss kehrt Pamela zu ihrem Vater zurück, nachdem sie den Glauben in die teilweise destruktiven Aktionen verloren hat, sie aber der labilen Nicky doch noch zu einem aufsehenerregenden Auftritt hat verhelfen können. Dem kanadischen Regisseur Alan Moyle ist mit «Times Square» kein grosser oder bedeutender Film gelungen. Vor allem fehlt es seiner Beschreibung der Teenager-Odyssee an Realismus, besonders was die Schilderung des Vergnügungsviertels mit den Drogenabhängigen, Prostituierten, Dealern und Zuhältern angeht. Von der unterschwelligem Gewalttätigkeit, wie sie beispielsweise in Scorseses «Taxi Driver» so intensiv zum Ausdruck kam, ist nichts zu spüren. Ebenso wenig geglückt ist der halbherzige Versuch, die Auflehnung der beiden Mäd-



chen gegen ihre jeweiligen Autoritätspersonen als gesellschaftliches Phänomen darzustellen, als Ausdruck ihrer Unzufriedenheit über die Konsumgesellschaft etwa.

Reduziert man «Times Square» dagegen auf das Porträt von zwei in der Entwicklung begriffenen Mädchen, so weist der Film gewisse Qualitäten auf. Denn Pamelas und Nickys «Rebellion» ist – und das macht Moyle auch deutlich – nichts mehr, aber auch nichts weniger als ein pubertärer Selbstfindungsprozess, der nicht gesellschaftspolitisch bedingt ist. Mit ihren Aktionen – wie dem Hinunterwerfen von Fernsehapparaten aus dem obersten Stockwerk der Häuser – wollen die Teenager auffallen, ohne eine Botschaft damit zu verknüpfen. Ihre Verweigerung familiären oder gesellschaftlichen Ansprüchen gegenüber ist nicht als Auflehnung gegen die Erwachsenenwelt und deren Werte anzusehen, die verbunden wäre mit der Suche nach neuen Lebensformen. Vielmehr brauchen Pamela und Nicky einen momentanen Freiraum, wo sie ihre ganz persönlichen Träume, Sehnsüchte und Aggressionen ausleben können. Bezeichnenderweise gibt es in ihrer Gemeinschaft keinen Platz und kein Verständnis für Drittpersonen. In völliger Ab-

kapselung leben sie in einer heilen Scheinwelt nur noch füreinander. Sie bilden eine verschworene Gemeinschaft, zusammengehalten nicht durch Ideologien oder Utopien, sondern durch ein gemeinsames Gefühl – das der Einsamkeit und dem Bedürfnis nach Liebe und Verständnis. Deswegen bricht die Zweierbeziehung auch dann wieder auseinander, wenn sich Pamela seelisch so weit gefangen hat, dass sie einer Konfrontation mit der Realität standhalten kann.

Moyle führt seine exzellenten Jungdarstellerinnen Robin Johnson und Trini Alvarado mit viel Feingefühl. Ihr direktes Spiel wirkt echt, macht manchmal betreffen. Robin Johnson als Nicky verkörpert mit ihrer heiseren, harten, fast vulgären Stimme und dem rüden Benehmen überzeugend das exaltierte, verwundbare und psychisch angeschlagene Opfer einer kapputten Umwelt. Die erwachsenen Schauspieler wirken dagegen ziemlich ausdruckschwach, was allerdings an ihren durchwegs unbefriedigenden, immerhin nicht negativ überzeichneten Rollen liegt. Einzig Tim Curry («Rocky Horror's Picture Show») vermag als Disc-Jockey seinem Charakter eine seltsame abstoßende Anziehungskraft zu verleihen.

Tibor de Viragh